

29. Das Achte Gebot

In der Abfolge der Zehn Gebote erscheint das Achte Gebot beinahe am Ende. „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten“ — im alltäglichen Leben ist die Versuchung, gerade dieses Gebot zu mißachten, vielleicht diejenige, der wir am häufigsten ausgesetzt sind (und auch vermutlich erliegen). Besonders auch dann, wenn wir das Gebot unter der Erklärung von Martin Luther verstehen: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unseren Nächsten nicht fälschlich belügen, verraten, afterreden oder bösen Leumund machen, sondern sollen ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten lehren.“

Wer von uns würde zwar schon vorsätzlich von seinem Nächsten Falsches behaupten und weiterverbreiten! Wenn wir dies nicht aus echter Moral heraus meiden, so zumindest doch aus der Furcht, als Verleumder ertappt zu werden und dastehen zu müssen. Aber wie groß ist dann dennoch das Feld, auf dem wir uns in Andeutungen und Mutmaßungen zu ergehen vermögen — das Feld des Hörensagens und der Gerüchte, des Sichwichtiguns, des sich selbst ins positive Licht Setzens, während wir den anderen nachteilig beleuchten!

Vielleicht ist es nötig, dieses gesamte Feld zunächst einmal von dem Tatbestand her zu sehen, der hier vorausgesetzt ist und der mit der Mißachtung dieses Gebotes verletzt wird. Es ist der Tatbestand oder besser Sachverhalt, daß wir Menschen — und jeder Einzelne unter uns — eine bestimmte Ehre und ein bestimmtes Ansehen unter den andern genießen: nicht einmal durch das, was wir geleistet und uns erarbeitet haben, sondern ganz einfach als sozus. natürliche Ebenbilder Gottes — aufgrund welches Sachverhaltes die andern zunächst von einer gewissen Zuverlässigkeit bei uns ausgehen, ein gewisses Vertrauen in uns setzen, daß wir einen gewissen Glauben, eine gewisse Hoffnung, die man uns entgegenbringt, auch rechtfertigen werden.

Aber nun wird etwas über uns in Umlauf gebracht, das dieses Vertrauen erschüttert, etwas, an dem vielleicht ein Körnchen Wahrheit auch sein kann — aber gerade dadurch, daß der tatsächliche Zusammenhang im Verborgenen ist, erscheint dieser Punkt geheimnisvoll und vergrößert. Und nun wissen wir vielleicht noch nicht einmal etwas von dieser in Gang gekommenen Zerstörung unseres Leumunds — uns kommen lediglich die Menschen anders und zurückhaltender entgegen; wir haben das Gefühl, „geschnitten“ zu werden. Und ohne daß es für uns recht greifbar geworden wäre, haben wir unsere natürliche Ehre und unser natürliches Ansehen verloren. Und weil es nicht greifbar geworden ist, haben wir auch noch nicht einmal die Möglichkeit, Stellung zu nehmen und unser verlorenes Ansehen wiederherzustellen.

Gerade dies ist das Infame an Verleumdungen oder Gerüchten, daß sich hier nicht jemand mit seinem Vorwurf in aller Offenheit stellt, sondern daß er den Rufmord, um den es sich handelt, hinterrücks und heimtückisch verübt und seinen Weg feigerweise über andere nimmt.

Solche Meuchelmorde werden in der Wirklichkeit unseres Lebens tagtäglich geübt, und es würde täglich mehr Mißtrauen in diese Welt hineinkommen müssen, wäre die Atmosphäre nicht ohnehin schon von diesem gesättigt. Das Achte Gebot ist in gewisser Weise ein Gebot gegen die Feigheit, gegen die Verstecktheit, die Heimlichkeit, und eine Aufforderung, wahrhaftig und offen zu sein und mögliche Vorwürfe oder Einwände, die man gegen jemanden hegt, nicht nur ein-, sondern dreimal diesem selbst mitzuteilen, bevor man beginnt, sie gegenüber Dritten zu äußern. Was einem aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit von dem anderen selbst anvertraut oder als ein Geheimnis seiner Persönlichkeit offenbart worden ist — das weiterzutragen, dürfte noch doppelt und dreifach persönlichkeitsmörderisch sein. „Handle deine Sache mit deinem Nächsten selbst und offenbare nicht eines anderen Heimlichkeit!“ — Wenn dieses Wort aus den alttestamentlichen Sprüchen (25,9), das vielleicht noch eine bessere Erklärung des Achten Gebotes als die Luthers bedeutet, beherzigt werden wollte — was würde nicht an edler Gesinnung in unserem Miteinander aufleuchten können!

Und noch ein Sachverhalt ist geeignet, in diesem Zusammenhang den Ernst einzuschärfen — Sprichwörterweisheiten machen ihn deutlich: „Ein Brunnen läßt sich ohne große Mühe vergiften, aber nur schwer wieder säubern.“ „Man läßt ein Wort leicht seinem Munde entschlüpfen, aber auch

mit dem schnellsten Pferd ist man nicht in der Lage, es wiederzuholen.“ — Jemand, dessen Ansehen beschmutzt ist, hat womöglich vor sich selbst ein reines Gewissen, und er ist vielleicht in der Lage, dieses Ansehen in seiner unmittelbaren Umgebung wiederherzustellen, aber in den Augen der meisten bleibt sein Bild für allen Zeiten beschmutzt und beschädigt. Nicht überflüssig dürfte insofern auch die Mahnung aus dem Jakobusbrief sein: „Die Zunge ist ein kleines Glied und richtet große Dinge an. Ein kleines Feuer — welchen Wald zündet es an!“ Und auch Jesus hat ja gesagt: „Aus deinen Worten wirst du gerechtfertigt werden, und aus deinen Worten wirst du verdammt werden. Die Menschen müssen einmal am Tag des Gerichts von jedem nichtsnutzigen Wort Rechenschaft geben, das ihrem Munde entschlüpft ist.“

Es ist schließlich die Sprache, durch die wir als Menschen uns auszeichnen müssen. Es kann nicht etwas Belangloses sein, sich hier zu verfehlen, und wir treffen auf dem Wege der Sprache auch andere nicht nur in einer äußeren Hinsicht, sondern im Kern ihres Wesens und Daseins.

Mitunter können wir allerdings auch das Gegenteil sehen von dem, was wir gewöhnlich beobachten müssen: daß nämlich jemand gut über einen anderen spricht, seine angegriffene Ehre verteidigt oder auch etwas nur würdigt, das andere nivelliert haben würden. Und so herabziehend für das gesamte Leben in einer Gemeinschaft die Verleumdung immer nur sein kann, so erhebend muß eine ehrliche und ausgesprochene Anerkennung auch sein. Jesus selbst, der es für sich abgelehnt hat, auch nur als „gütig“ bezeichnet zu werden, hat sich über andere anerkennend und lobend geäußert: etwa über den unmittelbaren Glauben und das Vertrauen des römischen Hauptmanns oder der syrophönizischen Frau, er hat die Klugheit der Schlangen gelobt, und er hat allgemein immer wieder die Ueberzeugung geäußert, daß Zöllner und Zuren — wenn sich doch auch hier immer wieder einmal echtes Herzensmenschen-tum aufschließt — noch vor den selbstgerechten Frommen in das Gottesreich eingehen werden. Jemanden klein und schlecht zu machen mit Worten — oder auch nur ihn auf ein einziges Merkmal festzulegen, das er vielleicht tatsächlich besitzt, das aber doch niemals sein gesamtes Menschen-tum ausmacht, das ist keine Kunst — es ist im Gegenteil ein erbärmliches Tun. Aber an einem Menschen das Gute zu sehen und zur Sprache zu bringen — da steckt das Können, und es ehrt und adelt zugleich immer auch den, der es tut.

„Es war einmal ein Junge, der war wie alle anderen Jungen, bis zu dem Tag, als er zur Schule kam. Da begann er zu stottern. Es fiel gleich am ersten Schultag auf, als er seinen Namen sagen sollte. 'Wie heißt du?' fragte die Lehrerin. Der Junge saß in der hintersten Bank und blickte über die Köpfe der andern hinweg zur Lehrerin, die da vorne am Pult stand. Ueber die vielen Bankreihen hinweg sollte er laut und klar sprechen. Seine Handflächen begannen zu schwitzen. Er begann, so laut er nur konnte: 'Ja'. Er stockte, setzte dann nochmals an: 'Ja-Ja' — weiter kam er nicht. Die Köpfe der Jungen und Mädchen flogen herum. Der Junge sah in dreißig Gesichter, die gerne lachen wollten. Nun war es gänzlich vorbei. 'Ja-Ja-Ja', versuchte er nochmals. 'Ja-Ja-Ja!' lachten die Kinder. Es klang wie ein Echo. Von diesem Tag an nannten sie ihn den Ja-Ja. Richtig hieß der Junge Harald. Wenn Harald aufgerufen wurde, blickten alle Kinder erwartungsvoll nach hinten. Sie warteten gespannt, bis er einen Fehler machte. Sie dachten sich nichts Böses, sie dachten sich nichts Gutes. Sie dachten sich überhaupt nichts. Je lauter sie lachten, umso mehr fürchtete sich Harald. Je mehr er sich fürchtete, umso schlimmer stotterte er. Und je schlimmer er stotterte, umso lauter lachten die Schüler. Sie wußten nicht, daß er auswendig einen Löwen samt Tierbändiger zeichnen konnte. Sie wußten nicht, daß er vier Meter weit spucken konnte. Sie wußten auch nicht, daß er gern seinen Kaugummi geteilt hätte. Nichts von all dem wußten sie. Sie wußten nur, daß er stotterte.“

Was wir von unserem Mitmenschen sehen — das liegt nicht in erster Linie an ihm, sondern an uns. Als Gott Adam erschaffen hatte, führte er sämtliche Lebewesen an ihm vorüber, und Adam sollte sie alle benennen. Und wie er sie nannte, so sollten sie heißen. Vermutlich ahnte Adam es gar nicht, was für eine verantwortungsvolle Aufgabe es ist, über andere Wesen etwas zu sagen, und erst recht, ihnen einen treffenden Namen zu geben. Daß die Sprache ihm Macht gab, Wesen in den Himmel zu heben und Wesen in die Hölle zu stoßen. Und vielleicht ist Adam noch heute so ahnungslos wie schon damals. Wir aber sollten nicht ahnungslos sein.